
Psychologie und evolutionsgeschichtliches Denken – eine fruchtbare Kontaktperspektive?

Günter Aschenbach

Zusammenfassung. *Trotz wachsender Kritik gewinnen vielerorts unter vielfältigem Interesse Übertragungen des Darwinschen, biologischen Evolutionsmodells und dessen Weiterführungen auch auf sozial- oder kulturwissenschaftliche Bereiche an Zuspruch. Dessen Haltbarkeit wird hier unter erkenntnistheoretischen, methodologischen und methodischen sowie ethischen Aspekten problematisiert. Dabei geht es um den Aufweis 1. des bloß metaphorischen Charakters des Modells, dessen willküranfälliger Interpretationsbedürftigkeit und der Wirklichkeiten fingierenden Verwechslung von Modell und Realität, 2. der augenscheinlichen Plausibilität des Modells als Folge lediglich definitorischer Sprachspielereien, 3. der sozial- und bildungspolitischen Brisanz der Naturalisierung des Menschen durch das darwinistische Bild vom Menschen, 4. der willkürlichen und zirkelhaften Parallelisierung von Mensch und Tier. Es bleibt offen, welche Geistesströmungen trotz der offenkundigen, prinzipiellen „Mängel“ den fruchtbaren Boden für diese Wissenschaftsentwicklung und deren Akzeptanz abgeben.*

Wie das stete Anwachsen der einschlägigen Literatur und vielerorts geführte Diskussionen zeigen, gewinnen Übertragungsversuche des biologischen Evolutionsmodells Darwins (1963) auf nahezu alle fachwissenschaftliche Bereiche an Marktwert. Auch vor der Psychologie hat diese Entwicklung nicht haltgemacht. Beispiele hierfür finden sich etwa in der Sozialpsychologie, in der Entwicklungspsychologie, in der Persönlichkeits-, in der Gruppen-, in der Familien- oder in der Aggressionsforschung (vgl. z.B. Rushton, 1984; Vogel, 1984; Lorenz, 1963). Handelt es sich hier um eine bloße Modeerscheinung oder um einen aussichtsreichen Versuch zur Erkenntnisbereicherung?

Zunächst einmal: Muß diese Entwicklung nicht von vorneherein als plausibel und vielversprechend erscheinen, weil das Darwinsche Modell als Theorie verstanden werden kann, die die Ausdifferenzierung allen Lebens erklärt? Ist es nicht so, daß alle in der Naturgeschichte bis hin zur Natur- und Kulturgeschichte des Menschen dauerhaft gewordenen Differenzierungen durch evolutionstheoretisch begriffene Selektionen aus mutativ auftretenden – und insofern in ihrer Genese im Einzelnen unerklärten – Phänomenen erklärbar sind? Denn schließlich existiert doch eine Fülle an Literatur mit Beispielen aus Vergangenheit und Gegenwart, die das Evolutionsmodell Darwinscher Prägung als ein gleichermaßen allgemein anwendbares wie auch in seiner Anwendbar-

keit gut bestätigtes Erklärungsmodell erscheinen lassen. Muß angesichts dessen das Fragezeichen im Titel nicht bloß rhetorisch wirken, weil die Antwort ohnehin schon klar ist? Im folgenden möchte ich unter einigen Aspekten untersuchen, ob nicht doch der Anschein der Plausibilität trügt. Hierfür scheinen einige Vorklärungen hinsichtlich der Genese, der Bedeutung und des ursprünglichen Anwendungsbereichs des Darwinschen Erklärungsmodells sinnvoll.

Das Evolutionsmodell

Die Ausgangsfrage, die schließlich zur Entwicklung des Modells führte, war die danach, warum bei gewissen gegebenen Umweltbedingungen bestimmte Individuen bzw. Arten in erhöhtem Ausmaß fortbestanden als andere. Bekannt ist dieses Phänomen aus der Welt des Züchters, der anhand eines Erfahrungswissens um für ein Fortbestehen in einer gewissen Umwelt günstige Eigenschaften von Individuen gemäß bestimmter Handlungsprinzipien – z.B. Kreuzung von Individuen, die diese Eigenschaft besitzen – den Anteil solcher Individuen an der Gesamtpopulation erhöht. Anders ausgedrückt erzeugt er mit bestimmten Handlungen ein erhöhtes Fortbestehen von gewissen

Phänomenen. Dabei wählt er aus deren Vielfalt die Phänomene aus, die in höheren Maße fortbestehen sollen und die dies wegen ihrer für ein Fortbestehen bei den gegebenen Umweltbedingungen günstigen Eigenschaften erfahrungsgemäß auch können. Der Züchter *selektiert* also aus der *Variabilität* von Individuen die an die *jeweiligen Umweltbedingungen adaptierten* Individuen und vermehrt so ihren Anteil an der Population bzw. schafft so die Voraussetzung für eine solche Vermehrung. Stellen wir eine solche Vermehrung fest, können wir sie dadurch erklären, daß wir einen Züchter identifizieren und sein selektierendes Tun und die zugehörigen Erfahrungssätze beschreiben. Wir erklären solchermassen – wie ich sagen möchte – anhand eines „Züchtermodells“. Klar wird dabei auch die von mir hier verwendete Bedeutungsvariante des Modellbegriffs. Denn ersichtlich spreche ich von einem Modell im Sinne der Herstellung oder Erzeugung von gewissen Phänomenen gemäß bestimmter Herstellungs- oder Erzeugungsprinzipien. Theorien kann man dann innerhalb dieses Verständnisses auffassen als Behauptungen über die Anwendbarkeit eines Modells auf bestimmte Erkenntnisbereiche. Von „Erklären“ spreche ich in dem Sinne, daß wir nur das „wirklich“ verstehen, was wir im Prinzip auch selbst herstellen oder erzeugen können, also im Sinne eines „praktischen“ oder „instrumentellen“ im Unterschied zu einem „theoretischen“ oder „kontemplativen“ Erklärungs-begriff, der nur im Bereich des Denkens verbleibt. Dieses Züchtermodell können wir nun auf die Natur übertragen, wenn wir eine populationsanteilmäßige Vermehrung von Phänomenen feststellen, für die wir keinen menschlichen Züchter verantwortlich machen können. Metaphorisch gesprochen wird so die Natur selbst zum Züchter. Wir tun dann genau beschen *so, als ob* jemand entsprechende Züchtungshandlungen vollzogen hätte.

Zur Erläuterung ein Beispiel: Ausgangspunkt sei die Feststellung, daß wir in einem bestimmten Umfeld – nämlich einer Schneelandschaft – weiße Schneehasen vorherr-

schend antreffend, und die Frage, warum dies so ist. Eine Antwort im Darwinschen Sinne könnte dann lauten, daß es In diesem Umfeld ursprünglich verschiedene Arten von Tieren oder auch Hasen in etwa gleicher Anzahl gab, daß aber die weißen Tiere wegen ihrer Farbe von Raubtieren schlechter wahrgenommen und so eher verschont blieben, daher öfter bis zur Geschlechtsreife aufwuchsen, deshalb verhältnismäßig mehr Nachkommen hatten und daher ihren Anteil an der Population vergrößerten. In metaphorischer Überformung dieser Erklärung betätigt sich hier „die Natur“ als Züchter durch den „Einsatz“ von Raubtieren und Schnee. Verkürzt können wir auch „die Natur“ anthropomorphisierend sagen, Raubtiere und Schnee selektieren die best Angepaßten. Darüber hinaus kann man – wenn man so reden mag – in umdefinierender und mißverständlicher Redeweise sagen, daß die Eigenschaft „weiß“ entstanden ist zum Zwecke des Überlebens. Man benennt dabei die Wirkung der Eigenschaft um zum „Zwecke Ihres Gewordenseins“, wobei man so tut, als hätte „die Natur“ diese Eigenschaft zum Zwecke des Überlebens der Hasen geschaffen.

Haben wir nun eine Anzahl von Mustern für eine gelungene Darwinsche Erklärung, kann man über Abstraktionsleistungen von den einzelnen Fällen das allgemeine Evolutionsmodell formulieren. In metaphorisch ungenauer Redeweise kommen wir so zur folgenden, heutzutage aktuellen zweistufigen Formulierung des Evolutionsmodells: Der Schlüsselbegriff der ersten Stufe ist die *Mutation*. Beschrieben wird mit ihm, daß in der Population von Phänomenen eine gewisse ungerichtete und im einzelnen unerklärte (genetische) *Variabilität* besteht oder zustande kommt. Auf der zweiten Stufe erhält die Variabilität eine Richtung durch die *natürliche Selektion*, die zu einer Auslese derjenigen Phänomene führt, die an die *jeweiligen Umweltbedingungen* am besten *adaptiert* sind (vgl. z.B. Mittelstraß, 1980). (Der Genauigkeit halber sei angefügt, daß die Rede von Mutation und Genen Darwin noch nicht geläufig war.) Manche Anhänger des Darwinismus fügen hier noch hinzu, daß

sich die Entstehung adaptiver Eigenschaften als zum Zwecke des Überlebens geworden erklären läßt. Dies ist jedoch eine rein metaphorisch-anthropomorphisierende Redeweise ohne jeglichen Erklärungswert, bei der gewisse Wirkungen von Eigenschaften oder Verhaltensweisen zu Zwecken ihrer Entstehung umdefiniert werden – also reine Sprachspielerei.

Der metaphorische Charakter des Modells, seine Interpretationsbedürftigkeit und die Verwechslung von Modell und Realität

Deutlich sollte sein, daß es sich um hoch abstrakte und vage Begriffe handelt, die ihre ursprüngliche Bedeutung konkreten Fällen verdanken, in denen eine spezielle Darwinische Erklärung gelungen ist. Mit der sprachlichen Universalisierung der Musterfälle zum allgemeinen Modell wird es dann für weitere spezielle Anwendungen des Modells auf bestimmte Phänomene erforderlich, diese Begriffe immer wieder neu zu *interpretieren* oder zu *definieren*. Denn in dieser abstrakten Form sind sie sprachlich sehr unbestimmt. Hinzu kommt, daß in dieser Formulierung die Züchtermetapher in *verdinglichender Weise* ersetzt wird durch einen „der Natur“ immanenten Züchtungsmechanismus der natürlichen Selektion. Die verdinglichende Redeweise verdeckt dabei, daß es sich um eine *fiktive* Annahme handelt; dieser Mechanismus ist ja auch für sich genommen nicht identifizierbar. Genau genommen handelt es sich hier also um eine metaphysisch-metaphorische Überformung Darwinscher Erklärungen. Läßt man sprachliche Strenge walten, dann *beschreibt* „natürliche Selektion“ nur in anderer Redeweise, was sie eigentlich *erklären* soll. Der metaphysisch-metaphorische Charakter der Redeweise von der natürlichen Selektion war übrigens schon Darwin klar und als solche wollte er sie auch verstanden wissen und durch die Redeweise von einer „natürlichen Erhaltung“ ersetzen. (vgl. Peters, 1972)

Mit dieser verdinglichenden Redeweise gerät schließlich in der darwinistisch orien-

tierten Literatur immer wieder in Vergessenheit, daß es sich beim Evolutionsmodell um eine *metaphorische Formulierung* handelt. Aus der oben angesprochenen Als-Ob-Sichtweise oder aus der fiktiven Annahme wird eine Tatsachenbehauptung über die Realität. D.h., es kommt zu einer *Verwechslung* – weil Gleichsetzung – von dem eine Sichtweise prägenden „*Als-Ob-Modell*“ und *Realität*. Da es an Realitäten ja nichts zu rütteln gibt, ist eine Blockierung gegenüber anderen Sichtweisen festgeschrieben, und das Evolutionsmodell wird zum Dogma. Deshalb konstatiert Fromm (1977) auch „eine quasi-religiöse Haltung dem Darwinismus gegenüber“ (S. 49). Möglicherweise erklärt diese Verwechslung auch teilweise die Verhärtung der Fronten zwischen Anhängern und Gegnern des Darwinismus, der in der Behauptung der universellen Anwendbarkeit des Modells besteht.

Als weitere Konsequenz bringt es diese Verwechslung mit sich, daß man nicht mehr bemerkt, daß die Wahl zwischen alternativen Erklärungsmodellen nicht nur eine Sache wissenschaftlicher Rationalität (Logik etc.), sondern auch eine Frage der Ethik oder Moralität ist. Denn bei mehreren möglichen Erklärungen muß man sich Rechenschaft darüber ablegen, warum man gerade diese und keine andere Sichtweise einnehmen soll oder *will*, obwohl man auch eine andere wählen *kann*. Einmal abgesehen von den methodologischen und logischen Problemen der Anwendung Darwinscher Erklärungsmuster auf den kulturellen Erkenntnisbereich existiert für jede solche naturalistische Erklärung auch eine kulturwissenschaftliche (vgl. Horn, 1974). Hier stellen sich dann – abgesehen von den rationalen, die (methodo-)logische Möglichkeit betreffenden – ethische Begründungspflichten, und zwar dahingehend: welche Sichtweise oder welches Bild vom Menschen will man aus welchen Interessen heraus entwerfen oder benützen, und welche aus der jeweiligen Sichtweise resultierenden Konsequenzen will man aus welchen Gründen heraus akzeptieren. Beispielsweise: Will man den Menschen vornehmlich als natürlich deter-

miniertes Naturwesen ansehen und ihn damit entmündigen oder von Verantwortlichkeit freisprechen? Oder will man den Menschen als willentlich handelndes Kulturwesen verstehen und ihm damit (Mit-)Verantwortlichkeit für sein Tun zugestehen?

Solche Konsequenzen lassen sich m.E. vermeiden, wenn man sich der Metaphorik deutlich bewußt ist und sich klar vor Augen hält, was denn der hinter dem Modell stehende Gedanke vernünftigerweise ist. Nämlich nicht der einer universellen Theorie, der ohnehin nicht zu beweisen ist, sondern eine Art Forschungsprogramm derart: Suche in Fällen unterschiedlichen Fortbestehens von biologischen Phänomenen nach für die fraglichen Phänomene förderliche Umweltbedingungen, die deren Fortbestehen in erhöhtem Ausmaß mittels Naturgesetzen „natürlich“ erklären lassen. Auf diese Weise kann man ungerechtfertigte Verallgemeinerungen und fragwürdige Übertragungen in andere Erkenntnisbereiche vermeiden. Offen bleibt so, ob man solche Gesetze auch findet, und man erliegt nicht dem suggestiven Zwang, der sich aus einer menschlichen Tendenz zur „Rechthaberei“ ergibt, empirisch Vorgefundenes so lange zu (ver-)drehen und zu wenden, bis es in die vorgefaßte Überzeugung von der Geltung der Behauptung von der universellen Anwendbarkeit des Modells paßt.

Die augenscheinliche Plausibilität des Modells

Ich möchte nun zurückkommen auf die eingangs angesprochene augenscheinliche Plausibilität dieser Behauptung und dies in recht allgemeiner Weise in Frage stellen. Denn die begriffliche Unbestimmtheit und Interpretationsbedürftigkeit des Modells sowie der feste Glaube an dessen Realitätscharakter verführt immer wieder zu einem Phänomen, das uns von vornherein vorsichtig werden lassen sollte. Dieses Phänomen besteht in der unbewußten oder bewußten Nutzung einer interpretativen oder definitorischen Strategie, die es erlaubt, begünstigt durch die begriffliche Vageheit und metaphorische

Formulierung des Modells, *jede* andere Erklärung für Unterschiede im Bestehen und Vergehen von Phänomenen *rein sprachlich* in ein darwinistisches Gewand zu kleiden. Dies bedeutet, daß es sich bei vielen Fällen anscheinend gelungener Anwendung des Modells lediglich um Sprachspielereien handelt.

Wie sieht nun die interpretative oder definitorische Strategie aus, die die universelle Anwendbarkeit des Modells gewährleistet? Zum Ausgangspunkt nehmen wir im Sinne des Erklärungsanspruchs des Modells eine Situation, in der – warum auch immer – neue Phänomene auftreten und in der alte wie auch neue Phänomene bestehen und vergehen. Weiterhin unterstellen wir als empirische Basis für diese Strategie, daß im Einzelfall „äußere“ Gründe oder Ursachen bekannt sind, die das Fortbestehen bzw. Untergehen erklären oder die für das Fortbestehen (respektive) förderlich sind. Dies ist etwa die Situation des Schneehasenbeispiels.

Diese *erklärenden* „äußeren“ Gründe oder Ursachen kann man nun einfach umbenennen und definitorisch als *Umweltbedingungen* bezeichnen. Zudem kann man in rein definitorischer Umbenennung sagen, daß diese Umweltbedingungen (gemäß dem fiktiven Züchtungsmechanismus) bezüglich des Vergehens und Bestehens der fraglichen Phänomene *selektieren*. Es liegt nun nahe, Phänomene dann als *adaptiert zu bezeichnen*, wenn für ihr Fortbestehen förderliche Umweltbedingungen vorliegen. *Per definitionem* führen also bestehensförderliche Umweltbedingungen dazu, daß die ihnen entsprechenden Phänomene in einem höheren Maß fortbestehen. Damit gilt auch *per definitionem*, daß adaptierte Phänomene in höherem Maß fortbestehen als nicht-adaptierte. Man kann ferner von der Redeweise Gebrauch machen, daß die Adaption der adaptierten Phänomene die Ursache ihres Fortbestehens ist, daß also Selektion durch Adaption erfolgt, oder eben: daß ein Fall der Anwendbarkeit des darwinistischen Erklärungsmodells gegeben ist. Und diese Behauptung läßt sich ersichtlich allein aufgrund der vereinbarten Wortgebrauchsre-

geln aufstellen. Darüber hinaus ist deutlich, daß diese Behauptung sich allein aufgrund der Sprachgebrauchsvereinbarungen für jede Situation aufstellen läßt, in der es überhaupt Erklärungen gibt, die für das Bestehen und Vergehen von Phänomenen Unterscheidungen treffen (vgl. Kambartel, 1984). Das darwinistische Gewand hat mithin eine Universalgröße, die sich u.a. aus der Unbestimmtheit der bei der Modellformulierung verwendeten Begriffe ergibt. Bei anscheinend Darwinischen Erklärungen handelt es sich also oft nur um sprachliche Umbenennungen anderer Erklärungen und nicht um einen Erkenntnisgewinn.

Zur Verdeutlichung ein zugespitztes Beispiel von F. Kambartel (1984):

„Nehmen wir an, das Bestehen und Vergehen von Büchern hänge in einer bestimmten Situation davon ab, ob ihr Inhalt den Mächtigen gefällt. Es ist dann auf Grund der erläuterten Definitionen keine neue Einsicht, sondern *nur eine andere Ausdrucksweise*, wenn wir dies, überaus mißverständlich natürlich, so ausdrücken, daß die Anpassung der wohlgefälligen Bücher an die (politischen) Umweltbedingungen ihnen einen Selektionsvorteil verschafft. – Nehmen wir nun andererseits an, daß, was eher ungewöhnlich ist, ein disputierinteressierter Machthaber die Publikation vor allem jener Bücher fördert, die ihm kritisch gegenüberstehen. Auch in diesem Falle können wir davon reden, daß hier die Kritik publizistisch überlebt, und natürlich wiederum, ebenfalls definitionsbedingt, weil ihr die Angepaßtheit einen Selektionsvorteil verschafft. – Und auch, das werden Sie, ohne nochmalige Ausführung, nun selbst sehen, der Fall der weißen Falter, die auf Birkenrinde weniger gefressen werden als ihre dunkler gefärbten Artgenossen, gehört, sprachanalytisch betrachtet, in diese Beispielreihe.“

Deutlich ist die Ähnlichkeit des vorgeführten Sprachspiels mit den häufig zu recht vorgebrachten Tautologievorwürfen im Sinne des „survival of the survivors“ oder im Sinne des „survival of the fittest“, wobei eben der der „Fitteste“ ist, der überlebt. Verständlich wird die unbemerkte Nutzung dieser Strategie m.E. zum einen durch die „Verhexung unseres Denkens“ durch sprachliche Vergegenständlichungen, die uns oft glauben machen, daß das vergegenständ-

licht Formulierte auch tatsächlich existiert. Ein weiteres tut zum anderen die menschliche Tendenz, in ihrer deskriptiven Bedeutung vage, aber emotiv geschätzte Begrifflichkeiten situativ so zu konkretisieren, daß ihre Anwendbarkeit gesichert bleibt. Der Wunsch ist hier im „wahrsten“ Sinn der Vater des Denkens. Hinter jeder anderen Erklärung sieht er den lenkenden „Geist“ der natürlichen Selektion, der z.B. Partnerwahlen (vgl. z.B. Vogel, 1984) oder auch das Erziehungsverhalten, das das Leben oder Sterben von Kindern bestimmt (vgl. z.B. Vogel, 1984), „kausal“ beeinflussen soll.

Das darwinistische Bild vom Menschen

Damit werden dann auch z.B. gesellschaftliche oder gruppenmäßige *Kulturgesetze* in Form von Normen, Sitten und Gebräuchen, die wir zum kulturwissenschaftlichen Verständnis menschlichen Handelns und Orientierens verwenden und die wir im Unterschied zu *Naturgesetzen* auch ändern können, als letztlich evolutionstheoretisch – also „natürlich“ bedingt und damit doch nicht veränderbar – angesehen. Daß manche Anhänger des Darwinismus ein „Mehr-oder-Weniger“ zugestehen, ist m.E. eher als konsequenzenlose Beschwichtigungsformel anzusehen. Wir sind demgemäß letztlich immer nur Marionetten der natürlichen Selektion, der Gedanke an einen „freien Willen“ wird zur Farce. Alles ist letztlich natürlich bedingt, was fortbesteht, ist gemäß seiner „Anlage“ selektiert. Was dies für das menschliche Selbstverständnis als Kulturwesen bedeutet, brauche ich wohl nicht weiter auszuführen: Mir scheint es jedenfalls nicht übertrieben, eine solche evolutionstheoretische Position, die von der realen Durchgängigkeit der Evolution bis hinein in unsere kulturellen Bereiche überzeugt ist, mit der drohenden Gefahr eines Rückfalls in einen alles rechtfertigenden, dogmatischen Naturalismus in Verbindung zu bringen. Daß solche weitausholenden Übertragungsversuche wissenschaftstheoretisch und methodologisch gesehen, äußerst

fragwürdig sind, vermag ich hier nicht ausführen. Ich kann nur auf die wachsende „kritische“ Literatur hinweisen (vgl. z.B. Hemminger, 1984; Hövelmann, 1984; Information Philosophie, 1985; Spaemann, Koslowski & Löw, 1984).

Die Parallelisierung von Mensch und Tier

Eine für den „Beweis“ evolutionstheoretischer Durchgängigkeit der Verhaltensbestimmung immer wieder benützte Argumentationsfigur möchte ich jedoch aufgreifen. Sie besteht in einer Parallelisierung von tierischem und menschlichem Tun. Dabei behauptet man im ersten Schritt bei Tieren gewisse zielgerichtete Verhaltensweisen und interpretiert diese evolutionstheoretisch. In einem zweiten Schritt zeigt man, daß sich auch beim Menschen solche Verhaltensweisen finden. Man meint, damit zu belegen, daß menschliches Verhalten sich deuten läßt, wie das von Tieren. Genau besehen ist aber das Umgekehrte der Fall. Denn solchermaßen vergißt man beim ersten Schritt, daß die Deutungen eines tierischen Verhaltens als in gewisser Weise zielgerichtet nur anhand eines schon vorhandenen Wissens um menschliches zielgerichtetes Handeln möglich sind. Man *deutet* also im ersten Schritt tierisches Verhalten anthropomorphisierend wie menschliches Handeln. Im zweiten Schritt expliziert man damit eigentlich nur, was man für den ersten Schritt implizit bereits vorausgesetzt hat. Solche Beweise sind also u.a. Ergebnisse einer Art zirkelhaften Denkens, bei dem man das, was man beweisen möchte, für den Beweis schon voraussetzt. Wie sehr auch hier der Wunsch der Vater des Denkens sein kann, wird etwa deutlich, wenn man bei der Parallelisierung abstrakte Variable wie zum Beispiel „Sozialstatus“ einführt. Als „Operationalisierungen“ oder Konkretisierung dieses abstrakten Begriffs für den Humanbereich verwendet man dann z.B. Geld, materiellen Besitz, Beruf, Ausbildung etc.. Wie aber kommt man zu begründetermaßen vergleichbaren Operationalisierungen oder Konkretisierungen

im Tierreich? Als Antwort sehe ich nur: man wünscht, Vergleichbares zu sehen, obwohl eigentlich der Begriff Sozialstatus bei der Verwendung für den Bereich der Tiere etwas anderes bedeutet als bei der Verwendung im Humanbereich. Die Vergleichbarkeit besteht nur scheinbar über die homonyme Verwendungsweise des Wortes „Sozialstatus“.

Zudem schiebt man mit solchen Parallelisierungen großzügig das in den Hintergrund, was den Menschen vom Tier unterscheidet, nämlich das menschliche, „willentliche“ Handeln ermöglichende Redevermögen, dessen Entstehung im evolutionstheoretischen Ansatz übrigens nicht erklärt werden kann. Hinweggewischt wird damit die wichtige Unterscheidung zwischen natürlichen und kulturellen Phänomenen zugunsten einer naturalistischen Einebnung des zentralen Unterschieds von Mensch und Tier. Der Mensch wird vornehmlich zum Naturwesen. Auch die „kulturelle Evolution“ wird nach dem Muster der biologischen konzipiert und damit letztlich als naturgesetzlich determiniert betrachtet, ohne daß man rationalen und ethischen Begründungspflichten für diese Konzeption hinreichend nachkommt. Zwar hört man von Vertretern des Darwinismus auch einschränkende Bemerkungen hinsichtlich der Determiniertheit. Da diese aber über ein floskelhaftes Mehr-oder-Weniger nicht hinausgehen, bleibt unklar, wo und welche Grenzen für die Anwendbarkeit des biologischen Modells gezogen werden sollen. Untersuchungsbeispiele scheinen mir eher darauf hinzudeuten, daß man immer weitere Bereiche menschlichen Lebens der Verantwortlichkeit willentlich handelnder Menschen entzieht und sie als natürlich bestimmt ansieht. Daß dies auch politische Konsequenzen, z.B. sozial- oder bildungspolitischer Art, haben oder Legitimationsfunktionen erfüllen kann, scheint mir auf der Hand zu liegen. Zum Vergleich denke man etwa an die Anlage-Umwelt-Kontroverse in der Intelligenzforschung. Eine Erklärung kultureller Phänomene nach dem Muster der biologischen Evolution ist schließlich auch im Sinne eines praktischen Erklärungsbe-

griffs unpraktisch. Praktisch sind demgegenüber aber kulturwissenschaftliche Erklärungen. Denn es besteht ja wohl Konsens darüber, daß wir durch die z.B. erzieherische Vermittlung von z.B. Normen auch ein normgemäßes Handeln hervorbringen können.

Resümee

Insgesamt gesehen erfolgt mit der – keineswegs lediglich heuristisch gemeinten, sondern modellhafte Sichtweisen als Realitäten ausgebenden – soziobiologistischen Ausarbeitung darwinistischen Gedankenguts und deren Ausweitung auf psychische und soziale Phänomene eine aus methodologischen und methodischen sowie ethischen Gründen bedauerliche Naturalisierung des Menschen. Sie beinhaltet immer wieder mehr oder minder deutlich artikulierte „naturalistische Fehlschlüsse“, bei denen von einem faktisch vorfindlichen Sein auf ein So-Sein-Sollen „geschlossen“ wird. Verhindert, aus dem Blickfeld genommen oder als wirklichkeitsfremde Blauäugigkeit diffamiert wird beispielsweise auf diese Weise jegliches gesellschaftskritische Denken. Faktische psychische und soziale Phänomene werden als „natürlich“ (und damit stillschweigend als gut) deklariert und so stabilisiert. Einlassungen der Anhänger dieses Modells etwa derart, daß der Mensch wohl auch Kultur- und nicht nur Naturwesen sei, bleiben dabei insofern rein verbal und ohne Folgen, als nach solchen Reden wieder zum generellen biologistischen Programm übergegangen wird. Darüber hinaus bleibt in diesem Modell methodisch streng genommen und nicht lediglich metaphorisch parallelisiert für den Menschen als verantwortliches, sozial und historisch sich entwickelndes Kulturwesen kein Platz. Deshalb kann sich im übrigen auch die mancherorts gehegte Hoffnung nicht erfüllen, auf diesem Wege zu einer „ganzheitlichen“ Fassung des Menschen als Natur- und als Kulturwesen zu kommen, zumal ja noch nicht einmal klar ist, wie man vom Menschen als „Ganzem“ überhaupt reden möchte.

Um abschließend auf die im Titel gestellte Frage zurückzukommen:

Eine Verbindung von Psychologie, der es ja wesentlich um den Menschen als sprachbegabtes Kulturwesen geht, und evolutionsgeschichtlichem Denken naturalistischer Prägung, dem es um den Menschen als Naturwesen geht, erscheint mir aus Gründen wissenschaftlicher Rationalität und Moralität eher als eine furchtbare denn als eine fruchtbare Kontaktperspektive.

Literatur

- Aschenbach, G. (1987). Entwicklungspsychologie und Darwinismus – eine fruchtbare Kontaktperspektive? Eine „Fallstudie“ am Beispiel von Vogel, Ch. (1984). Eine potentielle Kontaktperspektive von Anthropologie und Entwicklungspsychologie. Veränderte Fassung eines in der Eröffnungsveranstaltung der 6. Tagung des Arbeitskreises „Entwicklungspsychologie“ in Regensburg am 3.10.1983 gehaltenen Referates. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, XVI, 2, 119–133. Memorandum 34. Erlangen: Institut für Psychologie.
- Darwin, Ch. (1963). Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Stuttgart: Reclam (engl. Original, 1859).
- Fromm, E. (1977). Anatomie der menschlichen Destruktivität. Reinbek: Rowohlt.
- Hemminger, H. (1983) Der Mensch – eine Marionette der Evolution? Frankfurt: Fischer.
- Horn, K. (1974). Die humanwissenschaftliche Relevanz der Ethologie im Lichte einer sozialwissenschaftlich verstandenen Psychoanalyse. In: G. Roth (Hrsg.), Kritik der Verhaltensforschung München: Beck.
- Hövelmann, G.H. (1984). Sprachkritische Bemerkungen zur evolutionären Erkenntnistheorie. Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie, 1, 92–121.
- Information Philosophie (1985). Heft 2 und 3.
- Kambartel, F. (1984). Zur grammatischen Unmöglichkeit einer evolutionstheoretischen Erklärung der humanen Welt. In: R. Spaemann, P. Koslowski & R. Löw (Hrsg.), Evolutionstheorie und menschliches Selbstverständnis. Weinheim: VCH Verlagsgesellschaft
- Lorenz, K. (1953). Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression. Wien: Borotha-Schoeler

- Mittelstraß, J. (Hrsg.). (1980). Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Band 1. Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Peters, H.M. (1972). Historische, soziologische und erkenntniskritische Aspekte der Lehre Darwins. In: H.-G. Gadamer & P. Vogler (Hrsg.), Neue Anthropologie. Band 1. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Rushton, J.P. (1984). Sociobiology: Toward a theory of individual and group differences in personality and social behavior. In: J.R. Royce & L.P. Mos (Ed.), Annals of theoretical psychology. Vol. 2. New York: Plenum Publishing Corporation.
- Spaemann, R., Koslowski, P. & Löw, R. (Hrsg.) (1984). Evolutionstheorie und menschliches Selbstverständnis. Weinheim: VCH Verlagsgesellschaft.
- Vogel, Ch. (1984). Eine potentielle neue Kontaktperspektive von Anthropologie und Entwicklungspsychologie. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie, 7, 119–137.
- Anschrift des Autors**
Philosophisch-Psychologische Praxis,
Dörflaser Weg 44,
3521 Aurachtal-Falkendorf
(Erlangen-Höchstadt)